

NATALIA

FRAGMENTE EINER BEGEGNUNG

NOVELLE



ALAN LEZAN

PROLOG – Basswerk Ost

Der Bass kam wie ein Herzschlag aus dem Boden. Schwer, warm, körperlich. Berlin 1994 war ein anderes Tier – roh, hungrig, ungeschliffen – und der Club *Basswerk Ost* vibrierte wie ein Organ, das zu viel Energie aufgenommen hatte. Die Lichter zuckten in kalten Farben über die Gesichter der Tänzer, und draußen roch die Spree nach Metall und Nacht.

Ich stand an einer Säule, müde von der Woche, den Drink in der Hand, und ließ die Musik einfach durch mich hindurchfließen. Kein Gedanke, kein Ziel. Nur dieser Moment, der sich wie ein Zwischenraum anfühlte.

Dann spürte ich es.
Einen Blick.

2

Ich hob den Kopf und sah sie.
Nicht schön im klassischen Sinn – eher interessant, gefährlich, elektrisierend. Eine Frau, die aussah, als würde sie sich in jeder Stadt der Welt zu Hause fühlen und gleichzeitig nirgendwo bleiben. Dunkle Haare, ein Gesicht, das lachte, ohne zu lächeln. Ihre Augen ruhten auf mir, als hätte sie mich schon lange beobachtet.

Ich lächelte nur kurz.
Sie auch.
Ein stilles Einverständnis, das ich nicht verstand.

Ein paar Minuten vergingen, dann kam sie auf mich zu. Ohne Zögern, ohne Unsicherheit, als wäre der Weg zu mir schon vorher festgelegt gewesen.

„Ich bin Natalia“, sagte sie. Ihre Stimme war klar, leicht heiser vom Rauch, und hatte diesen französischen Klang, der alles wie ein Geheimnis wirken ließ. „Wer bist du?“

„Alan“, sagte ich, ohne nachzudenken.

Sie wiederholte meinen Namen, als würde sie ihn prüfen.
„Alan... bist du Franzose?“

„Nein“, antwortete ich. „Ich bin Kurde.“

Sie nickte, als hätte sie das nicht erwartet.
„Das wusste ich nicht. Nice to meet you, Alan.“

Sie nahm meine Hand. Nicht flüchtig, nicht zärtlich – einfach selbstverständlich.

Und dann gingen wir hinaus, durch die schwere Tür, auf die Terrasse, die direkt an die Spree grenzte. Die Luft war kühl, die Stadt rauschte, und die Musik vibrierte noch in unseren Knochen.

Wir redeten über alles und nichts. Über Berlin, über Musik, über Orte, an denen wir nie gewesen waren. Sie sprach schnell, lebendig, mit einer Art von Leichtigkeit, die nicht echt sein konnte – oder vielleicht gerade deshalb echt war.

Ich wusste nicht, wer sie war.
Ich wusste nicht, warum sie mich angesprochen hatte.
Aber ich wusste, dass diese Nacht nicht einfach eine Nacht bleiben würde.

Und dass Natalia Lazarus jemand war, der Spuren hinterließ.
Auch wenn man sie erst später sah.

1 – Ratatouille in Schöneberg

Am nächsten Abend stand ich vor ihrer Tür in Schöneberg. Eine alte Fabriketage, hoch, weit, mit Fenstern, die wie Augen über die Straße wachten. Ich hatte keine Erwartungen, nur eine seltsame Vorfreude, die ich mir nicht erklären konnte.

Als sie öffnete, roch es nach gebratenem Gemüse, Knoblauch, warmem Brot.

Natalia stand barfuß im Türrahmen, ein enger blauer Top mit kleinen Blumen, ein Herzausschnitt, der eher verspielt als provokant wirkte, dazu eine abgeschnittene Jeans und Strümpfe, die aussahen, als hätte sie sie nur aus Laune angezogen. Sie wirkte nicht sexy – sie wirkte **absichtlich anders**.

4

„Du bist pünktlich“, sagte sie.

„Ich versuche es“, antwortete ich.

Sie lachte leise, drehte sich um und ging voran, als wäre es selbstverständlich, dass ich folgte.

Die Wohnung war ein einziges offenes Zimmer, nur durch Regale und Stoffbahnen in Zonen geteilt. Überall standen Farben, Pinsel, leere Weinflaschen, Bücher in französischer Sprache, Schallplatten, die ich nicht kannte. Auf dem Boden lag ein Teppich, der aussah, als hätte jemand darauf getanzt, geschlafen und gelebt.

„Ratatouille“, sagte sie und stellte den Topf auf den Tisch.

„Einfach, aber gut.“

Wir aßen aus tiefen Tellern, das Brot riss sie mit den Händen auseinander. Sie sprach schnell, lebendig, sprang von Thema zu Thema, als würde sie einem inneren Rhythmus folgen, den nur sie hören konnte.

„Berlin ist wie ein unfertiges Gemälde“, sagte sie. „Man weiß nie, ob es besser wird oder einfach nur größer.“

Ich nickte.

„Und du?“, fragte ich. „Was machst du hier?“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Ich bin hier, weil ich hier bin.“

Keine Erklärung. Kein Versuch, eine zu geben.

Zwischendurch erzählte sie eine Geschichte, die so absurd war, dass ich nicht wusste, ob sie mich testen wollte oder ob sie einfach so war.

„In Nîmes gab es einen Mann, der jeden Morgen um sechs Uhr den Himmel fotografierte. Er sagte, er sammelt Sonnenaufgänge, bis er genug hat, um einen neuen zu bauen.“

Sie sagte das völlig ernst.

Ich wusste nicht, ob ich lachen sollte.

Nach dem Essen legte sie Musik auf – Drum'n'Bass, natürlich – und tanzte barfuß durch den Raum, ohne mich anzusehen, als wäre sie allein. Nicht einsam, sondern frei.

Ich saß auf dem Sofa und beobachtete sie.
Nicht aus Begierde, sondern aus Faszination.
Sie bewegte sich, als würde sie sich selbst nicht hören.

Später, als ich ging, begleitete sie mich zur Tür.

„War schön“, sagte sie.
„Ja“, antwortete ich. „War es.“

Sie sah mich an, als würde sie etwas sagen wollen, entschied sich aber dagegen.
Dann schloss sie die Tür, und ich stand im Treppenhaus, das nach Farbe und kalter Luft roch.

Auf dem Weg nach Hause dachte ich zum ersten Mal, dass Natalia Lazarus vielleicht jemand war, der nicht in mein Leben passte – und gerade deshalb darin auftauchte.

6

2 – Die Wohngemeinschaft

Als ich am nächsten Morgen die Küche betrat, roch es nach Kaffee und kaltem Zigarettenrauch. Mathis saß am Fenster, barfuß, mit zerzausten Haaren, und zeichnete irgendetwas in sein Skizzenbuch. Maria stand am Herd und rührte in einem Topf Haferflocken, als würde sie ein Ritual vollziehen.

„Na?“, fragte Mathis, ohne aufzusehen.
„Na was?“, sagte ich.

Er grinste.
„Du warst spät.“

„War essen“, antwortete ich.

„Mit wem?“

„Mit einer... Bekannten.“

Maria drehte sich um, hob eine Augenbraue.

„Bekannte klingt nach Ärger.“

Ich setzte mich, nahm mir eine Tasse.

„Sie heißt Natalia.“

Der Name hing kurz in der Luft, als wäre er schwerer als andere Namen.

„Französin?“, fragte Maria.

„Ja.“

„Dann ist Ärger sicher“, sagte sie und lachte.

7

Ich erzählte ihnen nicht viel. Nur, dass sie in einer Fabriketage wohnt, dass sie Ratatouille gekocht hat, dass sie... anders ist. Ich wusste selbst nicht, wie ich sie beschreiben sollte. Alles an ihr war gleichzeitig klar und ungreifbar.

Später, als ich in mein Zimmer ging, blieb ich kurz stehen.

Die Wohnung war hell, freundlich, geordnet.

Ein Kontrast zu Natalias Welt, die wie ein improvisiertes Kunstwerk wirkte.

Am Abend klingelte es.

Ich öffnete die Tür – und da stand sie.

Einfach so.

Als wäre es das Natürlichste der Welt.

„Ich war in der Nähe“, sagte sie.
„Berlin ist groß“, antwortete ich.
„Nicht für mich.“

Sie trat ein, ohne zu fragen. Ihre Präsenz füllte den Flur, als würde sie die Luft verändern. Mathis kam aus der Küche, blieb stehen, musterte sie kurz – nicht neugierig, eher überrascht.

„Das ist Mathis“, sagte ich.
„Hallo“, sagte sie.
„Hi“, murmelte er und verschwand wieder.

Maria kam dazu, wischte sich die Hände an der Hose ab.
„Du musst Natalia sein.“

„Muss ich?“, fragte Natalia und lächelte.

8

Maria lachte, ein bisschen irritiert, ein bisschen fasziniert.
„Alan hat von dir erzählt.“

„Nur Gutes, hoffe ich.“

„Nur Rätselhaftes“, sagte Maria.

Natalia nickte, als wäre das die richtige Antwort.

Wir setzten uns in die Küche. Die Lampe über dem Tisch war warm, das Licht weich. Natalia sah sich um, als würde sie die Wohnung nicht betrachten, sondern lesen.

„Ihr wohnt schön“, sagte sie.
„Danke“, antwortete ich.
„Es fühlt sich an wie ein Ort, an dem man bleiben könnte.“

Ich wusste nicht, ob sie das ernst meinte oder nur sagte, weil es ihr gerade einfiel. Bei ihr war alles möglich.

Sie erzählte eine Geschichte, die so absurd war, dass Maria irgendwann aufhörte zu rühren und nur noch zuhörte.

„In Nîmes gab es einen alten Mann, der jeden Abend mit einem leeren Vogelkäfig durch die Straßen lief. Er sagte, er sucht einen Vogel, der ihm versprochen wurde. Niemand wusste, ob er verrückt war oder nur geduldig.“

Mathis kam wieder herein, lehnte sich an den Türrahmen.
„Und? Hat er ihn gefunden?“

„Natürlich nicht“, sagte Natalia. „Aber er hat nie aufgehört zu suchen.“

9

Es war still danach.

Nicht unangenehm – eher wie ein Moment, in dem man merkt, dass jemand anders denkt als man selbst.

Als sie später ging, blieb ich noch lange in der Küche sitzen. Maria sah mich an.

„Sie ist... ungewöhnlich“, sagte sie.

„Ja.“

„Pass auf dich auf.“

Ich nickte, aber ich wusste nicht, wovor.

Natalia war kein Sturm.

Sie war der Wind davor – leise, kühl, undurchschaubar.

3 – Die Einladung

Es war ein Mittwoch, grau und schwer, einer dieser Berliner Tage, an denen die Stadt aussieht, als hätte sie vergessen, aufzuwachen. Ich war nach der Arbeit müde, der Kopf voller Code, und wollte eigentlich nur nach Hause, etwas essen, schlafen.

Als ich an Natalias Tür klingelte, öffnete sie sofort, als hätte sie schon auf mich gewartet.

„Du siehst erschöpft aus“, sagte sie.

„Bin ich auch.“

„Dann komm rein.“

Sie sagte es nicht freundlich, nicht fürsorglich – eher wie eine Feststellung, die man nicht diskutiert. Ich trat ein, und die Wohnung roch nach Farbe und kaltem Kaffee. Überall lagen Leinwände, halb bemalt, halb vergessen. Auf dem Boden stand ein Teller mit einer halben Orange, daneben ein Pinsel, der längst eingetrocknet war.

10

„Ich habe gekocht“, sagte sie.

„Schon wieder?“

„Ich esse nicht gern allein.“

Sie stellte zwei Teller auf den Tisch. Es war etwas Einfaches, Nudeln mit Tomaten, aber sie hatte frische Kräuter darüber gestreut, als wäre es ein Ritual. Wir aßen schweigend. Nur die Musik lief – Drum'n'Bass, leise, wie ein Herzschlag im Hintergrund.

Nach dem Essen setzte sie sich auf das Fensterbrett, zog die Knie an und sah hinaus auf die Straße, die im gelben Licht der Laternen flimmerte.

„Ich habe ein Problem“, sagte sie plötzlich.

Ich sah auf.

„Was für eins?“

Sie drehte sich nicht zu mir um.

„Ich bin bankrott.“

Das Wort fiel schwer in den Raum.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

„Die Miete... ich kann sie nicht mehr zahlen. Ich muss die Wohnung aufgeben.“

11

Sie sagte es ohne Drama, ohne Tränen, ohne Bitte.

Nur als Tatsache.

„Und... was machst du jetzt?“, fragte ich.

Sie drehte sich langsam zu mir um.

Ihre Augen waren ruhig, fast zu ruhig.

„Kann ich vorübergehend bei dir wohnen? Nur für ein paar Wochen.“

Ich dachte nicht nach.

Ich dachte überhaupt nicht.

„Klar“, sagte ich. „Natürlich.“

Sie stand auf, ging zu mir, legte eine Hand auf meinen Hinterkopf und küsste mich auf die Stirn.
Ein kurzer, warmer, völlig unpassender Kuss.

„Danke“, sagte sie. „Du bist gut.“

Ich wusste nicht, ob das ein Kompliment war oder eine Diagnose.

„Ich muss nur mit meinen Mitbewohnern sprechen“, sagte ich.

„Sie werden nichts dagegen haben.“

Sie sagte es so sicher, als hätte sie die Entscheidung schon getroffen.

Später, als ich die Treppen hinunterging, fühlte ich mich seltsam leicht und gleichzeitig beunruhigt.

Es war, als hätte ich eine Tür geöffnet, von der ich nicht wusste, wohin sie führte.

Auf dem Heimweg dachte ich an ihre Wohnung, an die Farben, die Geschichten, die Unruhe in ihr.

Und an den Kuss auf meiner Stirn.

Natalia Lazarus war wie ein Windstoß, der durch ein offenes Fenster kam.

Man konnte ihn nicht aufhalten.

Man konnte nur hoffen, dass nichts umfiel.

4 – Einzug

Eine Woche später stand sie vor unserer Haustür, zwei Koffer, ein Rucksack, ein Bündel Leinwände unter dem Arm.

Es war früher Nachmittag, die Sonne hing flach über Charlottenburg, und die Straße roch nach Regen, obwohl es nicht geregnet hatte.

„Das ist alles“, sagte sie.
„Mehr braucht man nicht.“

Ich nahm ihr einen Koffer ab. Er war leichter, als ich erwartet hatte.

Natalia wirkte nie schwer.

Als wir die Wohnung betraten, war niemand da. Mathis arbeitete, Maria war in der Uni. Die Küche war still, die Luft warm vom Vormittag. Natalia stellte ihre Sachen ab, sah sich um, als würde sie prüfen, ob der Raum sie akzeptierte.

„Schön“, sagte sie. „Hell. Freundlich.“

13

Sie ging durch den Flur, öffnete Türen, ohne zu fragen.

Mein Zimmer.

Mathis' Zimmer.

Marias Zimmer.

Das Bad.

Sie blieb vor der Küche stehen, legte die Hand auf den Türrahmen, als würde sie die Maserung fühlen.

„Hier werde ich viel Zeit verbringen“, sagte sie.

Ich wusste nicht, ob das eine Ankündigung oder eine Warnung war.

Wir brachten ihre Sachen in mein Zimmer. Ich hatte ihr eine Ecke freigeräumt – ein Regal, ein kleiner Tisch, ein Platz für

ihre Farben. Sie stellte die Leinwände an die Wand, als wären sie Pflanzen, die Licht brauchten.

„Danke“, sagte sie.

„Gern.“

Sie setzte sich auf mein Bett, zog die Beine an und sah mich an, als würde sie etwas erwarten.

Ich setzte mich auf den Stuhl.

Ein Abstand, der sich richtig anfühlte.

„Du bist gut zu mir“, sagte sie.

„Ich mag Menschen, die gut sind.“

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte.

Also sagte ich nichts.

14

Am Abend kamen Mathis und Maria nach Hause. Wir saßen alle in der Küche, vier Teller, vier Gläser, eine Flasche Wein. Natalia erzählte eine Geschichte, die so absurd war, dass selbst Mathis irgendwann aufhörte zu kauen.

„In Nîmes gab es eine Frau, die behauptete, sie könne mit Tauben sprechen. Sie sagte, Tauben seien die einzigen Tiere, die nie lügen. Sie hat ihnen jeden Tag Geheimnisse erzählt. Eines Tages ist sie verschwunden. Die Tauben blieben.“

Maria sah sie an.

„Ist das wahr?“

„Natürlich“, sagte Natalia. „Alles ist wahr, wenn man es glaubt.“

Mathis lachte.

„Du bist verrückt.“

„Ein bisschen“, sagte sie. „Aber nur an den richtigen Stellen.“

Später, als wir das Geschirr in die Spülmaschine räumten, zog Maria mich zur Seite.

„Sie ist... interessant“, sagte sie.

„Ja.“

„Und gefährlich.“

„Warum gefährlich?“

Maria sah zu Natalia, die am Fenster stand und in die Nacht hinausblickte, als würde sie etwas sehen, das wir nicht sahen.

„Weil sie nichts braucht“, sagte Maria. „Menschen, die nichts brauchen, bleiben nie.“

15

Ich sagte nichts.

Aber der Satz blieb in mir hängen.

In dieser Nacht hörte ich Natalia lange wach.

Sie ging durch die Wohnung, leise, fast schwebend.

Manchmal blieb sie vor meiner Tür stehen.

Ich hörte ihren Atem, ruhig, gleichmäßig.

Dann ging sie weiter.

Und ich wusste:

Mit ihrem Einzug hatte sich etwas verschoben.

Nicht laut, nicht sichtbar – aber spürbar.

Wie ein Möbelstück, das nachts verrückt wurde, ohne dass man es hörte.

5 – Die Leinwände

Als ich an diesem Nachmittag nach Hause kam, stand der Hausflur voller Dinge, die nicht dorthin gehörten. Drei riesige Rollen, jede fast so groß wie ich, lagen nebeneinander auf dem Boden, als hätte jemand Teppiche geliefert, die für ein Schloss bestimmt waren.

Ich blieb stehen.
Dann hörte ich Schritte.

Natalia kam die Treppe hoch, außer Atem, die Haare zerzaust, die Wangen rot vom Tragen.

„Ah“, sagte sie, als sie mich sah. „Du bist da.“
„Was ist das?“
„Meine Bilder.“

16

Sie sagte es, als wäre das selbstverständlich.
Ich sah auf die Rollen. Jede war mit grobem Stoff umwickelt, mit Schnüren festgebunden. Sie wirkten schwer, aber Natalia schien sie allein getragen zu haben.

„Aus Nîmes“, sagte sie. „Ich musste sie holen.“

Wir trugen die Leinwände gemeinsam in die Wohnung.
Mathis kam aus seinem Zimmer, blieb im Flur stehen und starrte.

„Was zum...?“, murmelte er.
„Kunst“, sagte Natalia. „Oder etwas, das so tut.“

Wir rollten die erste Leinwand im Wohnzimmer aus. Der Stoff knisterte, als würde er atmen. Darunter kam ein abstraktes Bild zum Vorschein – wilde Linien, kräftige Farben, ein Chaos, das trotzdem eine Ordnung hatte, die man nicht erklären konnte.

„Wow“, sagte Mathis.

„Das ist... groß“, sagte Maria, die inzwischen dazugekommen war.

„Groß ist gut“, sagte Natalia. „Groß zwingt Menschen, hinzusehen.“

Sie rollte die zweite Leinwand aus.
Dann die dritte.

Jede war anders, aber alle hatten denselben Puls – eine Mischung aus Wut, Freiheit, Sehnsucht und etwas, das ich nicht benennen konnte. Etwas, das man nur spürt, wenn man davor steht. 17

„Und was machst du damit?“, fragte ich.

„Ich zeige sie Galerien.“

„Hast du Termine?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich gehe einfach hin.“

Am nächsten Tag nahm sie die Bilder einzeln mit, immer eine unter dem Arm, als wäre sie eine Wanderin mit einem Schwert. Sie kam spät zurück, erschöpft, aber nicht enttäuscht.

„Und?“, fragte ich.

„Sie wollen sie nicht.“
„Warum nicht?“
„Zu groß. Zu wild. Zu viel.“

Sie sagte es ohne Bitterkeit.
Eher wie jemand, der eine Wettervorhersage wiedergibt.

Am dritten Tag kam sie früher zurück.
Sie war stiller als sonst, aber nicht traurig.
Sie setzte sich in die Küche, öffnete eine Flasche Wein und trank ein Glas, ohne mich anzusehen.

„Weißt du“, sagte sie schließlich, „in Nîmes hat einmal ein Galerist zu mir gesagt: ‚Deine Bilder sind wie du. Man weiß nicht, wohin mit ihnen.‘“

Ich setzte mich ihr gegenüber.
„Und was hast du gesagt?“

„Nichts.“
Sie lächelte.
„Ich bin gegangen.“

Sie nahm einen Schluck Wein, stellte das Glas ab und sah mich an, als würde sie prüfen, ob ich etwas verstanden hatte, das sie nicht ausgesprochen hatte.

„Berlin ist anders“, sagte sie. „Hier muss man nicht passen. Hier darf man einfach sein.“

Ich nickte.
„Und du?“, fragte ich. „Willst du passen?“

Sie lachte leise.

„Ich passe nie. Das ist mein Talent.“

Später, als sie in meinem Zimmer die Leinwände an die Wand lehnte, sah ich sie lange an.

Nicht die Bilder – sie.

Sie wirkte plötzlich klein.

Nicht schwach, nicht gebrochen – nur klein.

Wie jemand, der zu viel Welt in sich trägt und nicht weiß, wohin damit.

In dieser Nacht schlief sie früh ein.

Ich hörte sie atmen, ruhig, gleichmäßig.

Und ich dachte zum ersten Mal, dass ihre Kunst vielleicht das Einzige war, das sie wirklich besaß.

Und dass es vielleicht nicht genug war.

19

6 – Der Maler

Es war ein Samstagmorgen, viel zu früh für Wein, viel zu hell für Überraschungen. Ich kam verschlafen in die Küche, rieb mir die Augen – und blieb stehen.

Ein alter Mann saß am Tisch.

Sein Gesicht war zerfurcht wie eine Landkarte, die zu oft gefaltet wurde. Das Haar weiß, dünn, aber wild. Vor ihm stand ein Kanister Wein, offen, halb leer. Er trug einen Mantel, der aussah, als hätte er schon mehrere Leben hinter sich.

Und Natalia saß neben ihm.
Barfuß, strahlend, lebendig wie ein Funke.

„Ah“, sagte sie, als sie mich sah. „Guten Morgen.“

Der alte Mann hob sein Glas.
„Morgen“, murmelte er mit einer Stimme, die nach Tabak
und Jahrzehnten klang.

Ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, was ich sah.

„Das ist...?“, begann ich.

„Ein Freund“, sagte Natalia.
„Ein sehr alter Freund.“

Der Mann lachte leise.
„Alt, ja. Freund... vielleicht.“

Sie schenkte ihm nach. Es war zehn Uhr morgens.

Ich setzte mich langsam, vorsichtig, als würde ich ein Tier
nicht erschrecken wollen.

„Willst du auch?“, fragte Natalia und hielt mir ein Glas hin.

„Ich... nein. Danke.“

Sie zuckte mit den Schultern, als wäre das eine verpasste
Gelegenheit.

Der alte Mann nahm einen tiefen Schluck, wischte sich den
Mund mit dem Handrücken ab und sah mich an.

„Du bist Alan“, sagte er.

„Ja.“

„Sie hat von dir erzählt.“

Ich sah zu Natalia.

Sie lächelte, aber nicht in meine Richtung – eher in sich hinein.

„Er ist Maler“, sagte sie.

„Ein großer Maler.“

Der Mann winkte ab.

„Ein armer Maler. Das ist genauer.“

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter.

Eine Geste, die zu vertraut war, zu weich, zu selbstverständlich.

21

Etwas in mir zog sich zusammen.

Nicht Eifersucht – eher Erkenntnis.

Ich stand auf.

„Ich lasse euch allein.“

„Bleib“, sagte Natalia.

„Nein“, sagte ich. „Ich... muss arbeiten.“

Sie nickte, als hätte sie das erwartet.

Der alte Mann prostete mir zu.

„Pass auf sie auf“, sagte er.

„Oder lass es. Sie macht sowieso, was sie will.“

Ich ging in mein Zimmer, schloss die Tür und lehnte mich dagegen.

Die Stimmen aus der Küche waren gedämpft, aber ich hörte ihr Lachen.

Ein Lachen, das ich noch nie gehört hatte.

Ein Lachen, das nicht mir gehörte.

Ich setzte mich auf mein Bett und starrte auf die Leinwände, die an meiner Wand lehnten.

Ihre Farben wirkten plötzlich anders.

Dunkler.

Ehrlicher.

Nach einer Stunde wurde es still.

Ich öffnete die Tür einen Spalt.

Die Küche war leer.

Der Kanister Wein war fast ausgetrunken.

Zwei Gläser standen nebeneinander, als hätten sie sich unterhalten.

Natalia war in ihrem provisorischen Bereich meines Zimmers.

Sie lag auf dem Boden, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und sah an die Decke.

„Er ist gegangen“, sagte sie, ohne aufzusehen.

„Wer ist er?“, fragte ich.

„Jemand, der mich kennt.“

„Mehr als ich?“

Sie drehte den Kopf zu mir.
Ihre Augen waren klar, nüchtern, fast traurig.

„Jeder kennt mich anders“, sagte sie. „Du auch.“

Ich setzte mich neben sie.
Nicht nah, nicht fern.

„Ist er dein...?“

„Ja“, sagte sie.
Ohne Zögern.
Ohne Scham.
Ohne Erklärung.

Ich nickte.
Mehr konnte ich nicht.

Sie schloss die Augen.
„Er ist arm. Aber er malt, als würde er die Welt retten wollen.“

„Und du?“, fragte ich.
„Ich rette niemanden“, sagte sie. „Nicht einmal mich.“

Es war still.
Nur die Stadt rauschte draußen, gedämpft, weit weg.

In diesem Moment begriff ich etwas:
Natalia Lazarus gehörte niemandem.
Nicht mir.
Nicht ihm.
Nicht Berlin.

Sie gehörte nur der Bewegung.
Dem Jetzt.
Dem, was sie gerade fühlte.

Und das war das Gefährliche.

7 – Verdacht

Es war ein später Abend, einer dieser warmen Berliner Nächte, in denen die Stadt nicht schlafen will. Mathis, Maria und ich saßen in der Küche, eine offene Flasche Rotwein auf dem Tisch, die Fenster weit geöffnet. Von draußen drang das Geräusch der Straße herein – gedämpft, wie ein ferner Fluss.

Natalia war vor einer Stunde gegangen.

Wie immer um dieselbe Zeit.

22 Uhr.

Ohne Erklärung.

Ohne Ziel.

Maria starrte auf ihr Glas, drehte es zwischen den Fingern. „Ich sag’s jetzt einfach“, sagte sie. „Ich halte sie für eine Prostituierte.“

Der Satz fiel wie ein Stein ins Wasser.

Keiner sagte etwas.

Mathis hob die Augenbrauen, aber er widersprach nicht.

Ich brauchte einen Moment, um zu reagieren.

„Was?“, sagte ich schließlich. „Wie kommst du darauf?“

Maria sah mich an, ernst, nicht provozierend, sondern nüchtern.

„Guck sie dir an. Wie sie sich anzieht. Wie sie redet. Wie sie

auftaucht und verschwindet. Und jeden Abend geht sie weg und kommt morgens um sechs zurück. Was soll das sonst sein?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Das ist... Unsinn.“

„Ist es das?“, fragte sie ruhig.

Mathis nahm einen Schluck Wein.

„Ich weiß nicht“, sagte er. „Sie ist... schwer zu greifen.“

„Sie ist frei“, sagte ich. „Das ist alles.“

Maria lehnte sich zurück, verschränkte die Arme.

„Frei? Alan, sie lebt hier, ohne Miete zu zahlen. Sie isst mit uns, sie benutzt alles, sie ist ständig da – außer nachts. Und du weißt nichts über sie. Gar nichts.“

25

Ich wollte widersprechen, aber ich fand keine Worte.

Weil es stimmte.

„Vielleicht hat sie Freunde“, sagte ich.

„Dann warum bringt sie niemanden mit?“, fragte Maria.

„Warum hat sie nie Besuch? Warum erzählt sie nie von jemandem?“

Ich schwieg.

„Und warum“, fuhr Maria fort, „hat sie dich nie geküsst? Nie berührt? Nie... irgendwas? Ihr lebt zusammen, aber ihr seid kein Paar. Und trotzdem blockiert sie dich. Du bringst keine Frauen mehr mit nach Hause. Du wartest auf sie, ohne dass sie dir etwas gibt.“

Mathis nickte langsam.

„Das stimmt.“

Ich fühlte, wie sich etwas in mir zusammenzog.

Nicht Wut.

Nicht Schmerz.

Eher ein leiser Zweifel, der schon lange da war und jetzt einen Namen bekam.

„Ihr versteht sie nicht“, sagte ich leise.

„Nein“, sagte Maria. „Du verstehst sie nicht.“

Es war still danach.

Nur das Geräusch eines Autos draußen, das Summen des Kühlschranks.

Ich stand auf, ging zum Fenster und sah hinaus.

Die Straße war leer.

Die Laternen warfen gelbes Licht auf den Asphalt.

Und irgendwo da draußen war Natalia – in einem anderen Raum, einer anderen Welt, einem anderen Leben.

„Ich will nur, dass du auf dich aufpasst“, sagte Maria hinter mir.

„Sie ist nicht böse“, sagte ich.

„Nein“, sagte Maria. „Aber sie ist gefährlich.“

Ich drehte mich um.

„Warum?“

„Weil sie nichts braucht“, sagte Maria. „Und Menschen, die nichts brauchen, nehmen manchmal alles.“

Ich sagte nichts mehr.
Der Satz blieb in mir hängen wie ein Splitter.

Später, als ich in mein Zimmer ging, war Natalias Bett leer.
Ihr Duft hing noch in der Luft – eine Mischung aus Farbe,
Rauch und etwas, das ich nicht kannte.

Ich setzte mich auf mein Bett und wartete.
Nicht bewusst.
Nicht gewollt.
Einfach so.

Und irgendwann, kurz vor Morgengrauen, hörte ich die
Wohnungstür.
Leise Schritte.
Ein kurzes Innehalten vor meiner Tür.
Dann weiter.

27

Ich schloss die Augen.
Und wusste:
Etwas hatte sich verändert.
Nicht laut.
Nicht sichtbar.
Aber endgültig.

8 – Geschichten

Am nächsten Abend kam Natalia später als sonst zurück.
Es war fast sieben Uhr morgens, die Sonne stand schon über
den Dächern, und die Küche war in dieses blasse, frühe Licht
getaucht, das alles ehrlicher macht, als man es erträgt.

Ich saß am Tisch, eine Tasse Kaffee vor mir, seit Stunden wach.

Nicht aus Sorge – aus Unruhe.

Die Tür ging leise auf.

Natalia trat ein, zog die Schuhe aus, als wäre sie nur kurz draußen gewesen.

„Du bist wach“, sagte sie.

„Ja.“

Sie goss sich Kaffee ein, setzte sich mir gegenüber.

Ihre Augen waren klar, nicht müde, nicht verwischt.

Sie sah aus, als hätte sie die Nacht nicht verbracht, sondern gesammelt.

„Du willst etwas fragen“, sagte sie.

28

Ich nickte.

„Wo bist du nachts?“

Sie rührte in ihrem Kaffee, obwohl sie keinen Zucker nahm.

„Unterwegs.“

„Wohin?“

„Dorthin, wo ich gebraucht werde.“

Ich lachte leise, nicht spöttisch, eher verzweifelt.

„Und wo ist das?“

Sie sah mich an, lange, ruhig.

Dann begann sie zu erzählen.

„In Berlin gibt es einen Mann, der jede Nacht auf einer Brücke steht und wartet, bis jemand vorbeikommt, der ihm zuhört. Er erzählt Geschichten, die niemand glaubt. Ich höre ihm zu.“

Ich sagte nichts.

„Und es gibt eine Frau, die in einem verlassenen Hinterhof tanzt. Jeden Abend, allein, zu Musik, die nur sie hört. Ich sehe ihr zu.“

Sie nahm einen Schluck Kaffee.

„Und manchmal gehe ich in Bars, in denen niemand spricht. Nur Blicke. Nur Stille. Ich mag Stille.“

Ich starrte sie an.

„Natalia... das klingt nicht real.“

„Doch“, sagte sie. „Alles ist real. Nur nicht gleichzeitig.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Warum sagst du mir nicht einfach die Wahrheit?“

Sie lächelte.

Ein kleines, trauriges Lächeln.

„Weil du eine Wahrheit willst, die es nicht gibt.“

Ich spürte, wie sich etwas in mir verhärtete.

Nicht gegen sie – gegen die Ungewissheit.

„Maria glaubt, du...“, begann ich.

„Ich weiß, was sie glaubt“, unterbrach sie.
„Sie glaubt vieles. Sie glaubt gern.“

„Und?“, fragte ich. „Stimmt es?“

Natalia stellte ihre Tasse ab.
Sie sah nicht verletzt aus.
Nicht wütend.
Nur... müde.

„Ich verkaufe nichts“, sagte sie.
„Nicht meinen Körper. Nicht meine Zeit. Nicht meine
Geschichten.“

„Dann was machst du?“

Sie stand auf, ging zum Fenster, öffnete es.
Die kalte Morgenluft strömte herein.

„Ich lebe“, sagte sie.
„Und manchmal ist das genug. Manchmal nicht.“

Ich stand ebenfalls auf.
„Ich will dich verstehen.“

Sie drehte sich zu mir um.
Ihre Augen waren plötzlich weich, fast durchsichtig.

„Das ist das Problem“, sagte sie.
„Ich bin nicht zum Verstehen da.“

Sie trat näher, so nah, dass ich ihren Atem spürte.
Aber sie berührte mich nicht.

„Du bist gut, Alan“, sagte sie leise.

„Aber du suchst Antworten, wo es nur Wege gibt.“

Dann ging sie an mir vorbei, nahm ihre Jacke und verschwand in ihrem kleinen Bereich meines Zimmers, ohne die Tür zu schließen.

Ich blieb in der Küche stehen, das Fenster offen, die Luft kühl.

Und ich wusste:

Sie hatte mir geantwortet.

Nur nicht so, wie ich es wollte.

Natalia Lazarus war eine Geschichte, die sich selbst schrieb. Und ich war nur jemand, der versuchte, die Kapitel zu verstehen.

31

9 – Nähe

In den Wochen danach veränderte sich etwas zwischen uns. Nicht sichtbar, nicht greifbar – eher wie eine Temperatur, die man erst bemerkt, wenn sie sich verschiebt.

Natalia und ich berührten uns nie.

Nicht zufällig, nicht absichtlich.

Und doch war sie näher an mir als jeder Mensch, den ich kannte.

Es begann mit kleinen Dingen.

Sie setzte sich oft in mein Zimmer, ohne etwas zu sagen. Manchmal las sie, manchmal malte sie, manchmal lag sie einfach auf dem Boden und sah an die Decke, während ich am Schreibtisch arbeitete.

Sie war da – nicht störend, nicht fordernd, nur da.

„Du arbeitest zu viel“, sagte sie einmal.

„Du denkst zu viel“, antwortete ich.

„Das ist schlimmer.“

Sie lächelte, aber nicht über mich – eher über die Welt.

Abends saßen wir manchmal in der Küche, tranken Tee oder Wein, während Mathis und Maria schon schliefen. Sie erzählte Geschichten, die wie Träume klangen.

„In Nîmes gab es einen Jungen, der jeden Abend auf einen Baum kletterte, um den Mond zu begrüßen. Er sagte, der Mond sei der einzige Freund, der nie weggeht.“

Ich fragte nicht, ob es stimmte.

Bei ihr spielte das keine Rolle.

Manchmal saßen wir schweigend nebeneinander.

Sie auf dem Fensterbrett, ich am Tisch.

Die Stille zwischen uns war nicht leer – sie war gefüllt mit etwas, das ich nicht benennen konnte.

Einmal, spät in der Nacht, kam sie zu mir, setzte sich auf den Boden und lehnte den Kopf gegen mein Bett.

„Ich kann nicht schlafen“, sagte sie.

„Warum nicht?“

„Zu viele Gedanken.“

„Welche?“

Sie schloss die Augen.
„Die, die man nicht denken will.“

Ich setzte mich neben sie, nicht nah, nicht fern.
Sie öffnete die Augen wieder, sah mich an, als würde sie prüfen, ob ich bleibe.

„Du bist ruhig“, sagte sie.
„Du nicht“, antwortete ich.
„Deshalb bleibe ich.“

Sie legte sich auf den Rücken, die Hände auf dem Bauch, und atmete tief ein.
Ich blieb sitzen, hörte ihren Atem, hörte die Stadt draußen, hörte mein eigenes Herz, das plötzlich zu laut war.

„Alan“, sagte sie leise.
„Ja?“
„Du willst etwas von mir, das ich nicht geben kann.“

Ich schluckte.
„Was denn?“

„Eine Form.“

Ich verstand nicht.
Oder vielleicht verstand ich zu gut.

„Ich bin nicht rund“, sagte sie. „Ich bin nicht eckig. Ich bin nichts, was man halten kann.“

Ich sah sie an.
Ihr Gesicht war weich im Licht der Straßenlaterne, die durch das Fenster fiel.

Sie wirkte nicht stark, nicht geheimnisvoll, nicht exzentrisch.
Nur menschlich.
Nur da.

„Ich will nichts von dir“, sagte ich.
„Doch“, sagte sie. „Aber das ist nicht schlimm.“

Sie setzte sich auf, zog die Knie an und sah mich lange an.

„Du bist der einzige Mensch, bei dem ich still sein kann“,
sagte sie.
„Das ist selten.“

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte.
Also sagte ich nichts.

Sie stand auf, ging zu ihrem Bett, legte sich hin und drehte
sich zur Wand.

„Gute Nacht, Alan“, sagte sie.
„Gute Nacht.“

Ich blieb noch lange wach.
Nicht wegen ihr – wegen dem, was sie in mir ausgelöst hatte.

Es war keine Liebe.
Es war keine Freundschaft.
Es war etwas dazwischen, etwas Unbenanntes, etwas, das nur
existiert, wenn zwei Menschen sich nicht berühren, aber
trotzdem verbunden sind.

Natalia Lazarus war wie ein Schatten, der neben mir ging.
Nicht dunkel, nicht bedrohlich – nur da.

Und manchmal, wenn ich mich umdrehte, war sie schon weitergegangen.

10 – Für immer

Es war ein später Nachmittag, die Sonne hing tief über dem Innenhof, und mein Zimmer war in dieses goldene Licht getaucht, das alles schöner macht, als es ist. Natalia saß auf meinem Teppich, die Beine gekreuzt, ein Glas Wasser in der Hand. Sie sah aus wie jemand, der gerade aus einem Traum aufgewacht war und noch nicht wusste, in welcher Welt er gelandet war.

Ich stand am Fenster, die Hände in den Taschen, und spürte, wie sich etwas in mir zusammenzog.
Ein Knoten, der schon lange da war.

„Natalia“, sagte ich.
Sie hob den Kopf.
„Ja?“

„Wie lange willst du eigentlich bleiben?“

Sie blinzelte, als hätte sie die Frage nicht erwartet.
Oder als hätte sie sie schon lange erwartet.

„Bleiben?“, wiederholte sie.
„Ja. Hier. Bei uns. In der Wohngemeinschaft.“

Sie stellte das Glas ab, langsam, fast vorsichtig.
Dann sah sie mich an – direkt, ohne Ausweichen.

„Für immer“, sagte sie.

Ich lachte.

Nicht böse, nicht spöttisch – eher überrascht.

„Für immer?“, wiederholte ich.

„Ja.“

Sie lächelte nicht.

Sie meinte es nicht als Witz.

Sie meinte es als Möglichkeit.

Ich setzte mich auf die Fensterbank.

„Natalia... das geht nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil...“, begann ich, und merkte, dass ich keinen Satz hatte,
der stark genug war.

„Weil das hier nicht... so gedacht war.“

36

Sie legte den Kopf schief.

„Gedacht von wem?“

„Von uns. Von mir. Von der Wohngemeinschaft.“

„Ich passe mich an“, sagte sie.

„Ich störe niemanden.“

„Doch“, sagte ich leise.

„Mich.“

Sie sah mich lange an.

Nicht verletzt.

Nicht wütend.

Nur aufmerksam.

„Wie?“

Ich suchte nach Worten.
Sie kamen nicht.

„Du bist überall“, sagte ich schließlich.
„In jedem Raum. In jeder Stimmung. In jedem Gedanken.
Und ich weiß nicht, was du willst. Ich weiß nicht, wer du
bist. Ich weiß nicht, wohin du nachts gehst. Ich weiß...
nichts.“

Sie stand auf, langsam, als würde sie durch Wasser gehen.
Dann kam sie zu mir, blieb einen Schritt entfernt stehen.

„Du weißt genug“, sagte sie.
„Mehr als die meisten.“

„Aber nicht das Wichtige.“
„Das Wichtige ist nicht für jeden.“

Ich schüttelte den Kopf.
„Ich brauche Klarheit.“

„Ich nicht.“

Es war still.
Nur der Hof draußen, ein Vogel, ein entferntes Auto.

„Natalia...“, begann ich.

Sie hob die Hand, nicht um mich zu berühren, sondern um
mich zu stoppen.

„Alan“, sagte sie leise.

„Ich bleibe, solange du mich lässt. Nicht länger. Nicht kürzer.“

„Und wenn ich sage, es ist genug?“

Sie nickte.

„Dann gehe ich.“

„Einfach so?“

„Einfach so.“

Sie drehte sich um, ging zu ihrem Bett, setzte sich und zog die Beine an.

Sie wirkte klein in diesem Moment.

Nicht schwach – nur klein.

38

„Ich habe nie gesagt, dass ich bleiben will“, sagte sie.

„Ich habe nur gesagt, dass ich bleiben kann.“

Ich wusste nicht, ob das ein Unterschied war.

Oder eine Warnung.

Ich stand auf, ging zur Tür und blieb dort stehen.

„Ich will nur wissen, wo ich stehe“, sagte ich.

„Neben mir“, sagte sie.

„Aber nicht mit mir.“

Ich schloss die Tür hinter mir.

Nicht laut.

Nicht wütend.

Nur leise.

Und zum ersten Mal seit ihrem Einzug fühlte sich die
Wohnung zu groß an.
Und ich zu klein.

11 – Die Nacht ohne sie

Es begann an einem Donnerstag.
Ein Tag wie jeder andere, grau, unaufgeregt, einer dieser
Berliner Tage, die man vergisst, sobald sie vorbei sind.
Natalia war den ganzen Nachmittag in der Küche gewesen,
hatte Farben gemischt, die nach Lösungsmittel rochen, und
leise Musik gehört, die kaum mehr als ein Flüstern war.

„Ich gehe später raus“, sagte sie, ohne aufzusehen.
„Wohin?“
„Dorthin, wo es dunkel ist.“

39

Ich fragte nicht weiter.
Ich hatte gelernt, dass Fragen bei ihr wie Steine waren, die
man ins Wasser warf – sie versanken, ohne etwas zu
verändern.

Um 22 Uhr ging sie.
Wie immer.
Die Tür fiel leise ins Schloss, und die Wohnung wurde sofort
stiller, als wäre ein Geräusch verschwunden, das man erst
bemerkt, wenn es fehlt.

Ich wartete nicht bewusst.
Ich tat einfach nichts anderes.

Um drei Uhr morgens war sie nicht zurück.
Um fünf auch nicht.

Um sieben hörte ich die ersten Geräusche der Stadt, die Müllabfuhr, ein Lieferwagen, Schritte im Treppenhaus.

Aber nicht ihre.

Ich ging in die Küche, machte Kaffee, setzte mich an den Tisch.

Ihr Platz war leer.

Ihr Glas vom Vorabend stand noch da, halb voll, als hätte sie es absichtlich stehen lassen, um zurückzukehren.

Mathis kam verschlafen herein.

„Ist sie noch weg?“

„Ja.“

„Kommt vor.“

Maria kam dazu, band sich die Haare zusammen, sah mich an.

„Du machst dir Sorgen.“

„Nein“, sagte ich.

„Doch“, sagte sie.

Ich schwieg.

Der Tag verging.

Ich arbeitete, aber ich sah nichts.

Ich hörte nichts.

Ich dachte nur an die Tür, die sich nicht öffnete.

Am Abend saßen wir zu dritt in der Küche.

Der Stuhl neben mir blieb leer.

Maria legte ihre Hand auf meinen Arm.

„Vielleicht braucht sie Abstand“, sagte sie.

„Vielleicht“, sagte ich.

Aber ich wusste, dass es das nicht war.

Natalia nahm keinen Abstand.

Sie verschwand.

Die zweite Nacht kam.

Ich schlief nicht.

Ich lag im Bett, hörte die Geräusche der Wohngemeinschaft, das Knacken der Rohre, das Summen des Kühlschranks, das ferne Rauschen der Stadt.

Aber nicht ihre Schritte.

Nicht ihr Atem.

Nicht das leise Öffnen der Tür, das ich inzwischen kannte wie meinen eigenen Herzschlag.

41

Am dritten Tag war ihr Bett unberührt.

Ihre Jacke hing noch an der Garderobe.

Ihre Farben standen offen auf dem Tisch.

Ihre Leinwände lehnten an der Wand, als würden sie warten.

Ich setzte mich davor, sah sie lange an.

Die Farben wirkten anders.

Härter.

Einsamer.

Ich wusste nicht, ob sie jemals zurückkommen würde.

Ich wusste nicht, ob sie irgendwo war, wo sie bleiben wollte.

Ich wusste nur, dass sie fehlte.

Nicht laut.

Nicht dramatisch.

Nur wie ein Licht, das ausgeht, ohne zu flackern.

Am Abend des dritten Tages saß ich wieder in der Küche.

Die Tür war geschlossen.

Die Wohnung war still.

Und ich begriff:

Man kann jemanden vermissen, den man nie berührt hat.

Man kann jemanden verlieren, den man nie besessen hat.

Man kann jemanden lieben, ohne es zu merken – bis er nicht mehr da ist.

Natalia Lazarus war verschwunden.

Und ich wusste nicht, ob sie jemals wieder auftauchen würde.

42

12 – Rückkehr

Am vierten Tag hatte ich aufgehört, auf Geräusche zu achten. Nicht, weil ich nicht mehr wollte – sondern weil ich nicht mehr konnte.

Die Wohnung war zu still geworden, zugeordnet, zu klar. Ohne Natalia wirkte sie wie ein Raum, der vergessen hatte, dass Menschen darin leben.

Ich saß in der Küche, die Hände um eine Tasse gelegt, die längst kalt war.

Mathis war arbeiten, Maria in der Uni.

Nur ich war da, allein mit einer Stille, die sich wie ein Gewicht anfühlte.

Dann hörte ich Schritte im Treppenhaus.

Leicht.

Schnell.
Vertraut.

Die Tür öffnete sich.
Und sie trat ein.

Natalia Lazarus.
Als wäre sie nur kurz Zigaretten holen gewesen.

Sie stellte ihre Tasche ab, schob eine Haarsträhne aus dem Gesicht und sah mich an, als hätte sie mich gestern erst gesehen.

„Hallo“, sagte sie.

Ich stand auf.
Nicht abrupt, nicht wütend – eher wie jemand, der nicht weiß, **43**
ob er träumt.

„Wo warst du?“

Sie zog die Jacke aus, hängte sie an die Garderobe, als wäre es ein gewöhnlicher Abend.

„Unterwegs.“

„Drei Tage?“

„Manchmal braucht man drei Tage.“

Ich starrte sie an.
Sie wirkte nicht erschöpft, nicht verwirrt, nicht verändert.
Nur... da.

„Natalia, ich... ich wusste nicht, ob du zurückkommst.“

Sie trat näher, blieb einen Schritt vor mir stehen.
Ihre Augen waren ruhig, klar, fast sanft.

„Ich komme immer zurück“, sagte sie.
„Bis ich nicht mehr zurückkomme.“

Ich wusste nicht, ob das ein Trost war oder eine Drohung.

Sie ging in die Küche, öffnete den Kühlschrank, nahm eine Flasche Wasser heraus und trank.
Dann setzte sie sich an den Tisch, genau auf den Stuhl, auf dem sie immer saß.

„Berlin ist zu laut“, sagte sie.
„Ich musste weg.“

„Wohin?“

„Dorthin, wo es leiser ist.“

„Und wo ist das?“

Sie lächelte.
Ein kleines, müdes Lächeln.

„In mir.“

Ich setzte mich ihr gegenüber.
„Du kannst nicht einfach verschwinden.“

„Doch“, sagte sie.
„Ich verschwinde oft.“

„Aber nicht ohne etwas zu sagen.“

„Wenn ich etwas sage, ist es kein Verschwinden.“

Ich rieb mir die Stirn.

„Natalia... ich mache mir Sorgen.“

Sie sah mich lange an.

Nicht prüfend, nicht abwehrend – eher überrascht.

„Warum?“

„Weil du... wichtig bist.“

Sie legte den Kopf leicht schief.

„Für dich?“

„Ja.“

Sie nickte, als würde sie eine Information abspeichern, die sie nicht erwartet hatte. 45

„Das ist schön“, sagte sie.

„Aber gefährlich.“

„Für wen?“

„Für dich.“

Sie stand auf, ging zu ihrem Bett, setzte sich und begann, ihre Tasche auszupacken.

Ein Buch.

Ein Schal.

Ein kleiner Stein, den sie auf den Nachttisch legte, als hätte er Bedeutung.

„Ich bleibe heute hier“, sagte sie.

„Morgen vielleicht auch.“

„Und danach?“

Sie sah mich an.

„Danach weiß ich es nicht.“

Ich atmete tief ein.

„Kannst du mir wenigstens sagen, ob du... bleibst?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bleibe nie. Ich bin nur da.“

Sie legte sich hin, zog die Decke über sich und schloss die Augen.

„Gute Nacht, Alan“, sagte sie leise.

„Es ist Nachmittag“, antwortete ich.

„Für mich ist es Nacht.“

46

Ich blieb noch lange sitzen, sah sie an, wie sie atmete, ruhig, gleichmäßig, als wäre nichts geschehen.

Und ich begriff:

Natalia Lazarus war kein Mensch, der kam oder ging.

Sie war ein Zustand.

Eine Erscheinung.

Eine Bewegung.

Man konnte sie nicht halten.

Man konnte nur da sein, wenn sie auftauchte.

Und hoffen, dass sie nicht wieder verschwand.

Es waren viele Jahre vergangen.
Berlin hatte sich verändert, wie Städte es tun, wenn man ihnen genug Zeit lässt.
Die Clubs von damals waren verschwunden oder zu Bars geworden, die Bars zu Cafés, die Cafés zu irgendetwas anderem.
Nur die Spree roch noch gleich – nach Metall, Wasser und Geschichten, die niemand erzählte.

Ich war auf dem Weg zu einer Ausstellung in Mitte, eingeladen von einem Kollegen.
Ich erwartete nichts Besonderes.
Nur Kunst, Menschen, Wein, Gespräche, die man vergisst, sobald man die Tür verlässt.

Die Galerie war hell, weiß, fast steril.
Die Art von Raum, in dem jedes Geräusch zu laut wirkt.
Ich ging durch die erste Halle, sah Bilder, die mir nichts sagten, hörte Stimmen, die sich mischten.

Dann blieb ich stehen.

Vor einer Leinwand.
Groß.
Wild.
Farbflächen, die sich stießen und umarmten, Linien, die wie Bewegungen wirkten, die man nicht festhalten konnte.
Ein Chaos, das eine Ordnung hatte, die man nicht verstand, aber spürte.

Ich kannte diese Handschrift.
Ich kannte sie sofort.

Mein Herz schlug schneller, nicht aus Schock, sondern aus Erinnerung.
Aus einem Gefühl, das ich längst verpackt und irgendwo abgelegt hatte.

Ich trat näher.
Der Titel stand klein auf einer Plakette:

„Untitled (Berlin)“ – N. Lazarus

Ich musste lächeln.
Nicht breit, nicht sentimental – eher wie jemand, der ein altes Lied hört, das er vergessen hatte.

Neben mir blieb eine Frau stehen.
„Beeindruckend, oder?“, sagte sie.
„Ja“, antwortete ich. „Sehr.“

„Sie ist ein Phantom“, sagte die Frau. „Niemand weiß, wer sie ist. Keine Interviews, keine Fotos, keine Biografie. Sie taucht auf, verschwindet wieder. Manche sagen, sie lebt in Frankreich. Andere sagen, sie reist ständig. Eine Legende.“

Ich nickte.
„Ja“, sagte ich. „Das klingt nach ihr.“

„Kennen Sie sie?“, fragte die Frau.

Ich sah noch einmal auf die Leinwand.
Auf die Farben, die Wut, die Freiheit, die Sehnsucht.
Auf die Bewegung, die ich kannte wie einen Atemzug.

„Nein“, sagte ich.
„Nicht wirklich.“

Ich blieb noch lange vor dem Bild stehen.
Nicht, weil ich Antworten suchte – die hatte ich längst
aufgegeben.
Sondern weil ich etwas wiedererkannte, das ich nie besessen
hatte, aber das trotzdem ein Teil meiner Geschichte war.

Natalia Lazarus war nie jemand gewesen, den man halten
konnte.
Sie war ein Zustand.
Ein Windstoß.
Eine Farbe, die sich nicht mischen ließ.

Und jetzt hing sie hier, in einer Galerie in Mitte, groß, wild,
unübersehbar.

49

Ich trat einen Schritt zurück.
Atmete ein.
Atmete aus.

„Schön, dass du noch da bist“, sagte ich leise.
Dann ging ich.

Die Stadt war laut, als ich hinaustrat.
Aber in mir war es still.